

Buchbesprechungen

LARS KLINNERT (Hg.), *Zufall Mensch? – Das Bild des Menschen im Spannungsfeld von Evolution und Schöpfung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007. 251 S., € 49,90. ISBN 978-3-534-20265-2.

Manchmal sind Aufsatzbände mit dem Kuriositätenkabinett ihrer bunt zusammen gewürfelten Beiträge eine Plage, weil sie entstehen wie eine unsortierte Hundemeute: Aus jedem Dorf ein Kötter.

Das ist bei dem hier zu besprechenden Band in höchst wohlthuender Weise anders. Alle Beiträge, die von einschlägig bekannten „Altmeistern“ des Metiers wie Christian Link oder Christian Kummer etc., als auch die von „Jungspunden“ wie Axel Heinrich oder Heike Baranzke etc., behandeln präzise, was der Buchtitel verheißt: Das Bild des Menschen im Spannungsfeld von Evolution und Schöpfung. Eine weitere Besonderheit an diesem Buch ist, dass es sich nicht nur zeitnah einer derzeit als brennend empfundenen anthropologischen Frage widmet, sondern das auch tut ohne Berührungängste in der Darstellung der Extreme eines philosophisch naiv anmutenden naturalistischen Evolutionismus (Franz Wuketits), wie auch eines nicht minder naiv erscheinenden Kreationismus (Reinhard Junker).

Der Physiker und Philosoph Michael Drieschner klärt in seinem Beitrag „Zufall Mensch – ein Missverständnis“ (41–54) den in der Biologie gängigen Zufallsbegriff. Über die Unidirektionalität der nur vom Gen- zum Phänotyp verlaufenden Verursachungskette wird die Zufälligkeit der Mutation als eine nur in Bezug auf das selektierende Milieu gegebene Zufälligkeit dechiffriert. Leider findet sich kein Wort von den Hot Spots der Mutation an bestimmten Genloci, die der Annahme einer völligen Zufälligkeit den Boden entzieht.

Klar wird allerdings bei Drieschner, dass der Notnagel dieses schwachen Zufallsbegriffs, der eher ein *refugium ignorantiae* der Evolutionisten ist, kaum das Schwergewicht

einer die Metaphysik involvierenden Behauptung, der Mensch sei nichts als ein Zufallsprodukt, tragen kann. Hier wird in der Tat, wie im Titel behauptet, ein Missverständnis ausgeräumt.

Der Biologe und Theologe Christian Kummer SJ stellt sich der Frage, „Evolution – offen für Gottes schöpferisches Handeln?“ (91–105). Zunächst legt er die Defizite der Theorie des Intelligent Design dar, sodann analysiert er die materialistisch-naturalistischen Gegenpositionen, wie sie von Kantscheider aus philosophischer und von Kutschera aus biologischer Perspektive vorgeführt wird. Er arbeitet dabei überzeugend die uneingestandene oder unverstandene implizite Metaphysik und die elementaren Defizite in der evolutionistischen Erklärung von Zweckmäßigkeit und Höherentwicklung heraus. Einen metaphysisch aufgeblähten Naturalismus und Kreationismus lässt er damit ins Leere laufen.

Mit dem Biologen und Mathematiker Reinhard Junker stellt sich ein in Deutschland prominenter Vertreter des Kreationismus der öffentlichen Debatte. „Kreationismus: Theologische Motivation und naturwissenschaftliche Aspekte“ (127–145), so lautet sein Thema. An seiner den Kreationismus begründenden Biblexegese, die er in erstaunlicher Offenheit darlegt, ist die historisch-kritische Methode gänzlich spurlos vorbeigegangen. Weil Jesus ein historisches Verständnis des in Genesis 1 und 2 erzählten Menschheitsanfangs gehabt habe, darum müssten das auch seine Schüler oder Jünger so haben.

Zwar traut er der Evolutionsbiologie richtige Aussagen zur Mikroevolution (z.B. Variationen des Hornschnabels etc.) zu, nicht aber zur Makroevolution, die er als Neukonstruktion und als qualitativ anderen Vorgang ansieht. Dem Schöpfungsparadigma ordnet er die Grundtypenbiologie zu. Geradezu katechismusartig werden schließlich die Einwände der Evolutionsbiologie gegenüber dem Schöpfungsparadigma „widerlegt“. Das geschieht nicht einmal ungeschickt – zu meist mit einem *tu-quoque*-Argument – und nicht ohne Kenntnis der Schwachstellen in den biologischen Makroevolutionskonzepten.

ten, aber ausgehend von einer geradezu abenteuerlichen Bibelhermeneutik.

Hansjörg Hemminger analysiert in seinem Beitrag „Schöpfung und Evolution: Theologische Perspektiven jenseits einer fundamentalistischen Bibelauslegung“ (147–161) kurz die Genese und den politischen Hintergrund des Kreationismus, der ein amerikanisches, freikirchlich-evangelikales Phänomen ist, jedenfalls keines der beiden großen Kirchen Deutschlands, geschweige denn der universitären Theologien. Gleichwohl schreibt Hemminger der Theologie sehr zu recht ins Hausaufgabenheft, dass sie nicht nur die Spurensuche Gottes in der individuellen, sondern auch in der Weltgeschichte, der biologischen Stammes- und der physikalischen Kosmosgeschichte intellektuell redlich zu betreiben habe. Er stellt auch unter Rückgriff auf Teilhard de Chardin „Komplexität als Maß der Bedeutung“ heraus.

Der Wiener Biologe und Wissenschaftstheoretiker Franz Wuketits trägt zum hundertsten oder tausendsten Mal sein reduktionistisch-naturalistisches Menschenbild vor: „Das naturalistische Menschenbild. Der Mensch als Produkt seiner Entstehungsgeschichte“ (165–176). Wer seine diesbezüglichen Einlassungen in den letzten 25 Jahren verfolgt hat (– er selbst bietet dazu in seiner Literaturliste gleich 10 neuere Werke aus eigener Feder an –) und sie mit dem hier vorgetragenen vergleicht, kommt nicht umhin, eine beträchtliche Lernresistenz des Autors zu konstatieren: Der Naturalismus ist als Materialismus zu verstehen (er verrät aber nicht, was das genau ist), der Mensch hat keinen Sonderstatus, das Menschenbild hat zwangsläufig naturalistisch zu sein, denn alle anderen Konzepte sind idealistisch und damit hinfällig, alles ist Ergebnis der Evolution, auch die Ethik ist nur evolutionär zu begründen, denn ein Bruch mit dem evolutionären Parameter ist nicht tolerabel etc. So einfach ist das Welt- und Menschenbild des Franz Wuketits. Kurzum: Die Evolutionstheorie ist die naturalistische, materialistische, transzendenzfreie Metaphysik. Ob Wuketits selbst nicht merkt, welche Billigdogmatik er da verkauft, oder ob er nur meint, seine Leser merken es nicht, ist

ebenso schwer entscheidbar, wie der Text erträglich ist.

Bernhard Verbeek, emeritierter Professor für Didaktik der Biologie, stellt seine Überlegungen unter das Thema „Gene und Gesellschaft. Die evolutionären Grundlagen unserer Moral“ (177–196). Er sieht in der Religion „eine in höchstem Maße wirksame Richtschnur“ und auch in den a- bzw. anti-religiösen politischen Ideologien Formen von Ersatzreligionen realisiert. Die (wohl nur biologischen) Grundlagen jeder Moral sieht er im Genom verankert und hält ihre Auswirkungen für auch biologisch erkennbar, z.B. in den streng ritualisierten Kommentkämpfen und in dem menschlichen Betrachtern „bestialisch“ vorkommenden „Herodesprogramm“, dem Infantizid bei Löwen. Leicht grenzwertig anthropomorph spricht Verbeek vom auf DNA-Ebene wirkenden „Fitnessberater“, dem es um die Durchsetzung der eigenen Gensequenzen geht. Letztlich ist er sich aber wohl doch dessen bewusst, dass all das, was er aus der biologischen Perspektive beiträgt, noch keine Ethik konstituiert. Darin aber, dass bei der Formulierung einer Ethik die Kenntnis der evolutionären Hintergründe von höchster Berücksichtigungsrelevanz ist, wird man ihm zustimmen können.

Axel Heinrich entzaubert in seinem Beitrag „Die Naturalisierung der Menschenrechte als Herausforderung für die theologische Ethik“ (197–209) die soziobiologischen, am „Gen-Egoismus“ orientierten Erklärungsmuster für menschliche Moralität bzw. Ethik. Kurz und durchaus überzeugend zeigt er, dass einerseits Inhalt und Status der ethischen Schlussfolgerungen in der Soziobiologie im Andeutungshaften verbleiben und andererseits die publizistische Selbstvermarktung soziobiologischer Positionen nur zum Preis einer erheblichen Senkung der Wissenschaftlichkeitsmaßstäbe zu haben ist.

In seinem Beitrag „Jenseits der Gene. Von der Möglichkeit eines Lebenssinns im biologischen Zeitalter“ (213–228) lässt der Biologe und Philosoph Christian Illies die Unmengen heißer Luft aus dem Argumentationsballon, mit dem einige Evolutionisten die

Evolutionenbiologie nolens volens zur neuen Metaphysik aufblähen. Und man sieht wie die „Sinerschütterungsthesen“ (völlige Naturalisierung aller Lebensbereiche, Bestreitung der Sonderstellung des Menschen, Entlarvung aller Moral als Illusion, biologisch-funktionale Erklärung auch der Sinnsuche des Menschen) „verduften“ und die Ballonhülle auf dem harten weltanschauungsneutralen Boden der biologischen Tatsachen zurücksinkt.

Heike Baranzke untersucht in ihrem Beitrag „Mit seiner Unvernunft beweisen sie die Menschenwürde“ eben das, was der Untertitel besagt: „Die besondere Stellung des Menschen – natürliche Gabe oder praktische Aufgabe?“ (229–247) Sie geht von der später eingeebneten Differenz althebräischer und klassisch-griechischer Anthropologie aus.

Etappen ihres lesenswerten Beitrags sind der Versuch der theoretischen Angleichung des Tiers an die besondere Stellung des Menschen, die Naturalisierung des Menschen als theoretische Angleichung an das Tier, die praktische Angleichung des Tiers an den naturalisierten Menschen, wie sie – letztere – sich bei Peter Singer und Paola Cavalieri findet. Ihr mit Kantschen Distinktionen zum Personbegriff formuliertes Fazit sieht die Bedingung der Möglichkeit für moralisches Handeln in der Verpflichtungsfähigkeit des menschlichen Willens. „Die Würde des Menschen besteht somit in seiner Bestimmung und Fähigkeit, Moral im Naturgeschehen zu ermöglichen und – im Sinne eines ‚expandierenden Humanismus‘ – Verantwortung auch für die Natur zu übernehmen“ (245).

Blickt man noch einmal zurück auf die strittigen Außenpositionen in diesem Diskurs zur Anthropologie, dann lässt sich vielleicht folgendes sagen: Der hermeneutische Ansatz bei der kreationistischen Bibelinterpretation ist von derselben fundamentalistischen Abwegigkeit wie das metaphysikträchtige reduktionistisch-materialistische Allerklärungsgehabe mancher Evolutionisten. Man gewinnt den Eindruck, wo immer hartnäckige anthropologische Streitigkeiten auftauchen, da liegt der Frontverlauf nicht

zwischen einer empiriegestützten Evolutionstheorie und einer philosophisch geschuldeten Schöpfungstheologie. Erst da, wo latent oder offen kreationistische oder evolutionistische Monopolansprüche auf die Welterklärung erhoben werden, fliegen die Fetzen.

Zufall Mensch? Vielleicht hätte man – ein Wunsch des Rezensenten – noch einmal gründlicher auf den hinsichtlich seiner naturwissenschaftlichen und philosophischen Begründung faulen Zahn des biologischen Zufallsbegriffs fühlen sollen. Da wäre wissenschaftstheoretisch noch manches an Klarheit zu gewinnen und manches über im Naturwissenschaftsgewande einhergehende implizite Metaphysiken zu lernen gewesen.

Über den gegenwärtigen evolutionsbiologisch-schöpfungstheologischen Anthropologiediskurs klärt der vorliegende Band aber in wünschenswerter Breite und noch etwas steigerungsfähiger Tiefe auf. „Zufall Mensch?“ – eine lohnende Lektüre!

Ulrich Lüke